

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Witthauer.

249

Donnerstag, den 15. December 1842.

Dziass Hala.

Eine wahre Geschichte; einer Originalquelle entnommen.

In den ersten Tagen des Monats May 1606 verließ Baron de Solignac, französischer Gesandter an der ostomanischen Pforte, plötzlich Paris, um sich mit größtmöglicher Eile nach dem Orte seiner Bestimmung zu verfügen. Sein Weg führte ihn durch Venedig, welches damals der gewöhnliche Sammelplatz derjenigen war, welche die Frömmigkeit oder der Handel nach dem Oriente zog. Hier machte er die Bekanntschaft eines Deutschen, der sich Dziass Hala nennen ließ, und der nach seiner Angabe aus einem Städtchen Oberösterreichs gebürtig war. Der Gesandte nahm keinen Anstand, diesen Mann in seine Suite aufzunehmen, und verschaffte ihm auf diese Weise die Gelegenheit den Orient und namentlich die türkische Hauptstadt zu besuchen, welches schon lange sein sehnlichster Wunsch gewesen war.

Dziass Hala (seinen eigentlichen Namen hat man nicht erfahren) war ein Mann von einer Herkulesstatur und unbeugsamen Muthe. Der Wunsch die Welt zu sehen, und eine gewisse Unruhe hatten ihn aus der Stadt seiner Väter und von einem Lande nach dem andern getrieben. Er besaß eine starke Dosis jener Excentricität, welche französische und englische Schriftsteller dem deutschen Charakter im Allgemeinen zugeschrieben haben; aber sein Gemüth war so einfältig und harmlos wie das eines Kindes. Er hatte in seiner Jugend wenig Unterricht genossen, und es mangelten ihm sogar jene zerstreuten Kenntnisse, welche sich gewisse Geister untergeordneten Ranges durch den Umgang mit Andern eigen machen. Als einen Ersatz dafür hatte ihm die Natur jedoch einen Scharfsinn und einen Mutterwitz verliehen, welche mit der ungebildeten Einfachheit seines Geistes einen sonderbaren Contrast bildeten.

Sobald die Gesandtschaft in Constantinopel angelangt war, schickte sich Dziass Hala an, seinen langgenährten Wunsch, die Hauptmerkwürdigkeiten jener Stadt zu besehen, in Ausführung zu bringen. Alle seine Freystunden wurden zu diesem Zwecke verwendet. Er begann seine Besuche mit dem Arsenal, welches sowohl durch seine Lage, da es an das Hotel des Gesandten angebaut war, als auch durch seine Wichtigkeit, seine Aufmerksamkeit am meisten ange- regt hatte. Er konnte die Märtern, welche die unseligen Bewohner jenes trau-

rigen Ortes zu erdulden hatten, nicht mit ansehen, ohne vom tiefen Mitleid und Schauder ergriffen zu werden. Aber ein Umstand, den er nicht voraussah, erweckte in Hala's Busen ein mehr als gewöhnliches Mitgefühl. Als er nemlich durch einen der innern Gänge schritt, kam er plötzlich zu einer Gruppe von Slaven, welche sich in deutscher Sprache mit einander unterhielten. Er näherte sich ihnen, und fand, daß sie nicht nur seine Landleute, sondern daß sie sogar aus seinem Geburtsstädtchen seyen.

Für einen Mann von Hala's Charakter war dieser letzte Umstand ein besonders wichtiger und entscheidender. Er flößte ihm sogar den Gedanken ein, für ihre Befreyung thätig zu seyn, und dieser Gedanke wurde zur fixen Idee, sobald er ihre traurige Geschichte vernommen hatte. Sie waren in dem letzten Kriege gefangen genommen und zu den übrigen Slaven des Sultans in das Arsenal gesperrt worden. Zwey Jahre hatten sie hier schon zugebracht, während welcher Zeit der harte Boden ihr Lager, Wasser und schlechtes Brod ihre Nahrung gewesen war. Indes hätten sie ihr Unglück noch leichter getragen, aber sie waren Gatten und Väter, und das Andenken ihrer Familien vermehrte noch, wie natürlich, ihren Kummer und ihre Qual. Hala vergoß einen Strom von Thränen, während sie sprachen; er sammelte sich jedoch wieder, und bat sie, nicht zu verzweifeln, indem ihre Leiden vielleicht bald ein Ende nehmen würden.

Als er nach Hause gekommen war, stellte er Betrachtungen an, auf welche Weise er sein Vorhaben am besten ausführen könne. Sein erster Gedanke war, den Einfluß des Gesandten in Anspruch zu nehmen; politische Ursachen erlaubten es jedoch diesem nicht, sich in dergleichen Angelegenheiten zu mengen. Als sich Hala in dieser Hinsicht getäuscht sah, versuchte er eine andere Gattung von Einfluß, nemlich den der Apsers und Sequinnen, da er vernommen hatte, daß dieß die einzigen Flügel wären, auf welchen die Bitten eines Christen das Ohr eines Türken erreichen könnten. Seine bescheidenen Hülfquellen waren indessen bald erschöpft, und nachdem er einige Agas und Janitscharen bestochen hatte, denen es jedoch an Macht oder an Willen fehlte, ihm behüllich zu seyn, fand er, daß sein ganzer Geldvorrath aufgezehrt sey. Da er demnach seine Brüder auf rechtmäßigem Wege nicht befreien konnte, so entschloß er sich, List und Gewalt aufzubieten, und sich durch nichts von der Ausführung seines Vorhabens abbringen zu lassen. Nach einigem Nachdenken ersann er folgenden Plan, den er auch ohne Verzug ins Werk setzte.

Es besteht in der Türken der Gebrauch, daß die Slaven in Begleitung eines Wächters nicht nur in die Stadt, sondern auch in die Häuser der Bekann-ten kommen dürfen, wenn sie deren haben. Bey solchen Gelegenheiten bekommt der Wächter für seine Mühe ein Geschenk, welches je nach der Weite des Weges kleiner oder größer ist. Dzia's Hala benützte diese Erlaubniß und lud den Wächter ein, ihn mit seinen Landleuten im Hotel der französischen Gesandtschaft zu besuchen; und nachdem er den Türken daselbst ein splendidcs Dinner vorgesetzt und ein ansehnliches Geldgeschenk gemacht hatte, entließ er ihn mit dem Versprechen, ihn das nächste Mal noch freigebiger zu tractiren, wenn er sich mit seinen Slaven an einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde wieder einfänden würde.

Hala wählte zu diesem Endzwecke einen Tag, an welchem er wußte, daß keine Gesellschaft bey dem Gesandten seyn würde. Die Richtung, welche er den Wächtern einzuschlagen befahl, ging durch lauter kleine Gäßchen und wenig

befuchte Straßen, und führte zu einer kleinen Thür an der Rückseite des Hotels, welche nur wenigen der Bewohner desselben bekannt war. Der Wächter verließ demnach mit seinen vier Sclaven das Arsenal und erreichte das erwähnte Pfortchen, ohne daß ihn Jemand bemerkte.

Der Deutsche führte seine Gäste auf sein Zimmer und setzte ihnen einen Überfluß von guten Speisen nebst den herrlichsten Weinsorten vor. Den Türken hätte das Bewußtseyn seiner Würde, und ohne Zweifel auch sein religiöses Gefühl verhindert, in Gegenwart eines Rechtgläubigen von den vorgesezten Weinen zu kosten; da er sich aber von lauter gemeinen Franken umgeben sah, die unmöglich ein Ärgerniß nehmen konnten, so gab er sich dermaßen dem Trunke hin, daß er sich bald auf seinen gekreuzten Beinen nicht mehr erhalten konnte und hinter den Tisch fiel. Dieses war der Augenblick, den Hala mit Ungeduld abgewartet hatte. Er sprang von seinem Sitze empor, setzte dem Türken das Knie auf die Brust und packte ihn mit beyden Händen am Halse. Der Moslem sperrte die Augen auf, machte eine convulsivische Bewegung, und blieb als ein schwarzer entstellter Leichnam am Boden liegen.

Die Sclaven waren den ersten Augenblick nicht wenig erstaunt über diese verzweifelte That; ihr Erstaunen verwandelte sich aber in unaussprechliches Entzücken, als sie von Hala's Lippen die Versicherung erhielten, daß sie frey wären. Sie warfen sich zu seinen Füßen, umfaßten seine Knie und stammelten ihren heißen Dank, als plötzlich an die Thür des Zimmers geklocht ward. Hala befahl ihnen sich in seinem Cabinet zu verbergen, und den todten Wächter mit sich zu nehmen, während er selbst mit der größten Fassung und Ruhe nach der Thüre ging, um den ungelegenen Besuch zu empfangen. Es war ein Bedienter, welcher ihm meldete, daß der Gesandte so eben nach Hause gekommen sey und mit ihm zu sprechen wünsche. Mit klopfendem Herzen verfügte sich Hala in das Cabinet seines Herrn, aber wer beschreibt seine Gefühle, als der Gesandte ihm beym Eintreten ein Schreiben des Großveziers überreichte, welcher auf die kräftige Fürsprache des französischen und österreichischen Gesandten den vier deutschen Sclaven die Freyheit gegeben hatte!

In tiefer Betrübniß kehrte Dzia's Hala nach seinem Gemache zurück. Er fühlte, daß er durch seine voreilige That nicht nur das Blut eines Nebenmenschen nutzlos vergossen, sondern daß er auch diejenigen, welche dadurch gerettet werden sollten, in eine unnöthige Gefahr gebracht habe. Es war jedoch keine Zeit zu langen Reflexionen. Sobald die Lichter im Hotel ausgelöscht und die Domestiken zur Ruhe gegangen waren, nahm er den Leichnam, und trug ihn, gekleidet wie er war, mit Hülfe der Sclaven in den Garten, wo er ihn in eine alte, theilweise mit Steinen und Gebüsch bedeckte Cisterne warf, welche er vor einigen Tagen zufälligerweise entdeckt hatte. Als dieß geschehen war, vertheilte er den Inhalt seiner Börse unter seine Landsleute, und indem er nach Westen zeigte, beschwor er sie, mit der größtmöglichen Hast in dieser Richtung fortzueilen, bis sie den türkischen Boden hinter sich haben würden. Die Sclaven küßten und drückten seine Hände, und nach tausend Versicherungen ihrer ewigen Dankbarkeit traten sie durch das früher erwähnte kleine Pfortchen auf die Straße, wo sie im Dunkel der Nacht alsogleich verschwanden.

(Der Schluß folgt.)

Die Folgen der allzugroßen Klugheit.

(S c h l u ß.)

Unsere Annäherung, wie mein scharfsinniger Reisegefährte vorausgesehen hatte, jagte die liebliche Braut der Wälder in die Flucht. Mit behenden Sprüngen eilte sie in das Haus. Der Mann vor der Thüre packte stillschweigend seine Siebensachen zusammen. Man sah, daß er sich schämte, bey einer so albernem Beschäftigung überrascht worden zu seyn. Verlegen erwiderte er den Gruß des Hrn. Slick, und folgte dann seiner Frau in die Hütte.

„Das sind die traurigen Folgen der allzugroßen Klugheit,“ hub mein Gefährte wieder an, „oder des Mangels an Klugheit, was ein und dasselbe ist. Dieser Bill Dill Mill war ein Krämer zu Horton, und da er, wie gesagt, eine ungewöhnliche Dosis an Mutterwitz besitzt, so gewann er sowohl beym Ein- als beym Verkaufe. Da jedoch die Leute nicht gesonnen waren, beständig an ihn ihr Geld zu verlieren, so wollten sie am Ende nichts mehr von ihm wissen. Er beklagt sich nun, er sey ein ruinirter Mann, weil er ein allzu kluger Mann gewesen sey. Als er noch in der Stadt lebte, besuchte ich ihn eines Tages. „Lieber Freund!“ rief er aus, „rathet mir doch, was ich beginnen soll! Mein Schicksal ist sonderbar! Die Leute haben eine so übertrieben hohe Meinung von meinem Verstande, daß ich durchaus kein Geschäft mehr abschließen kann. Es geht mir wie jenem Schachspieler zu New-York, mit dem Niemand mehr spielen wollte, da man im vorhinein darauf rechnen konnte, die Parthie zu verlieren. Will ich bey einer Auction irgend etwas erstehen, so heißt es gleich: „Bill Dill Mill bietet so und so viel; dabey ist zu profitiren!“ und nun wird der Preis um die Wette hinausgetrieben. Ich kann keinen Lastträger um den gewöhnlichen Lohn bekommen, und als ich mich verliebte, mußte ich nur schnell über Hals und Kopf heirathen — denn kaum war es bekannt, daß ich ein Mädchen hätte, so waren auch schon zwanzig Freyer hinter ihr drein. Ich habe einstens eine Fabel gelesen von einem Manne, in dessen Händen Alles zu Gold ward, was er berührte. So geht es auch mir; und ich darf ein Ding nur berühren, so steigt es um fünfzig Procent im Preise. — Verdamm! Hätte man ausgesprangt, ich sey ein Esel — nicht das Mindeste hätte ich mir daraus gemacht! Des T — wöchte ich werden über meine große Klugheit! Bevor dieses Malheur über mich kam, gingen meine Geschäfte ganz gut! Nun aber werde ich bald eine Tafel mit den drey Buchstaben G. N. T. über mein Haus thor nageln müssen.“ — „Was zum Henker bedeuten diese drey Buchstaben?“ frage ich ihn. — „Gegangen nach Texas,“ antwortet er. „Was bleibt mir auch sonst übrig? Ich vergehe hier vor Traer; das Tageslicht ist mir verhasst!“ — „Ach!“ rufe ich aus, „das habe ich Neuvermählte oft sagen hören. Aber ich sehe, wo Euch der Schuh drückt. Ihr braucht Beschäftigung. Müßiggang ist die wahre Quelle aller Seelenkrankheiten. Versucht Euch im Politischen. Es ist ein weites Feld, und manches gibt es noch zu verjagen darin.“ — „Ach nein,“ sagt er kopfschüttelnd, „das ist ein trauriges Geschäft, wobey nichts gewonnen wird als Feindschaften. Das ist nichts für mich!“ — „Gut, so versucht es mit der Rechtsgelehrsamkeit. Werdet ein herumziehender Advocat.“ — „Hm,“ sagte er, „ich habe schon daran gedacht, und die Speculation wäre so übel nicht. Herumwandern, gut essen und trinken ist kein unangenehmer Prospect. Aber ich bin kein Redner, und in meinen Jahren erst zu studiren — ach nein, das geht auch nicht.“ — „Nun das ist doch fatal,“ sage ich. „Das wären gerade zwey Carrieren, wobey Eure Klugheit Euch die vortrefflichsten Dienste leisten müßte, statt Euch zu geniren! Aber ich fange an zu begreifen, daß es pure Verleumdung ist, Euch einen Pfiffikus zu nennen.“ — „Was meint Ihr, Nachbar?“ frägt er mit spitzem Tone. „Nichts,“ sage ich trocken, „als was ich eben meinte. Aber hört! Kauft Euch einen Pflug, und ein Spinnrad für Euer Weib! Arbeitet! Lebt von Euren Händen und nicht von Eurer großen Klugheit, und der Tag wird Euch statt zu lang, zu kurz werden.“ Mit diesen Worten verließ ich ihn. Und ich versichere Sie, wäre dieser Mensch wirklich klug, so wäre er nie in den Ruf eines Klugen gekommen; denn darin besteht ja eben die

wahre Piffiakeit, daß die Leute unsere Piffe nicht merken. Will Dill Will ein Piffikus? — Ein Dummkopf ist er!"

Lemberger Briefe.

Lemberg, im November 1842.

Was ich Ihnen in meinem letzten Briefe als Gerücht berichtete, hat sich als erwünschte Wahrheit erwiesen. Dem in der Theaterwelt wohl- und rühmlich bekannten Hrn. Pellet, der jetzt die Linzerbühne leitet, hat der endlich zur Einsicht gekommene Eigenthümer unserer Bühne die technische und ökonomische Direction derselben mit gänzlicher Vollmacht übergeben. Die Letztere bot auch das einzige Mittel, wenn das hiesige Theater auf die Dauer befriedigen und die einzelnen Kräfte — und wir haben deren tüchtige — zu einem harmonirenden Ganzen vereinigt werden sollten. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß der Unternehmer schon früher, als er dem Theatersecretär, Hrn. Friederich Löwe, provisorisch die technische Leitung der Bühnengelegenheiten übertrug, demselben nicht überall die Hände gebunden, und seine Anordnungen contremandirt hätte. Daher, und weil man sah, daß der Unternehmer mit Hrn. Löwe's scheinbarer Ernennung zum technischen Director sich nur die Vorwürfe und Klagen der Gesellschaft und des Publicums vom Leibe halten, daß er sich desselben bloß als Schild und Sündenbock bedienen wollte, konnte dieser, trotz dem besten Willen, der redlichsten Gesinnung und einer von Kindesbeinen an erworbenen Coulliffenerfahrung nicht nur nicht den Forderungen des Publicums genügen, sondern mußte auch noch in dem wässerigen Wiße eines obscuren Journals schwimmen lernen, obwohl dessen Redacteur so gut wie irgend Jemand in Lemberg wußte, wo, wenn Mißgriffe geschahen, die Schuld zu suchen sey. Da nun durch das *plein pouvoir*, welches Hrn. Pellet zugestanden wurde, die Hauptursache des Übels gehoben ist, so dürfen wir hoffen, daß derselbe den Ruf eines kenntnißreichen, umsichtigen, eifrigen Bühnensleiters, den er sich in Grätz und Linz erworben, zu erhalten und zu vermehren trachten werde. Ich freue mich im Voraus, die Anerkennung, die er sich bey unserem Publicum verdienen wird, in diesen Blättern seinerzeit verkündigen zu können. Vielleicht auch werden durch diese Theaterreform die Mitglieder, welche bereits gekündigt hatten, und zur Elite der Gesellschaft gehören, bewogen, wieder zu bleiben.

Mit dem besten Wunsche für die Zukunft wende ich mich für heute vom Theater, um eine kurze Andeutung über den Zustand der bildenden Künste hierlands zu geben. Fangen wir bey der Malerey an, so dürfen wir, wie überhaupt, nur einen bescheidenen Maßstab anlegen; aber selbst da begegnen wir fast nur einem Namen, der in Betracht kommt, nemlich jenem des Hrn. Reichan, dessen wirklicher Kunstberuf unbestritten ist. Nur schade, daß er hauptsächlich auf Porträts und in trauriger Folge auf große Nachgiebigkeit gegen das porträtlustige, das Glatte, Lackirte liebende Publicum angewiesen ist. Vortreffliche Studientöpfe in seinem Atelier beweisen, welchen Flug der Künstler nehmen könnte, wenn er diejenige lebendige Aufmunterung fände, die dem Künstler so förderlich ist. Ein Pensionär des Ossolinowski'schen Nationalinstitutes, Tiemsewicz glaube ich, schickt von Zeit zu Zeit aus Wien Proben ein, die von hoher Kunstbegabung zeugen und seine Mäcene bewogen haben, ihn nach Rom reisen zu lassen, was bey tüchtiger Vorbereitung und bescheidenem Sinne sehr erspriesslich, sonst aber nur schädlich und lähmend ist, wie ein unlängst von Rom hieher zurückgekehrter Kunstjünger deutlich bewies.

Die Bildhauerey, die schon in der Residenz genug Mühe hat, zu würdigen Productionen zu gelangen, wird hier nur von Steinmeßern geübt, und hätten wir nicht ein Grabbasrelief von Thoraldfen, einige armlose Gypsmodelle antiker Statuen und eine hübsche Statuettengruppe im Nationalinstitut, so könnte der Jugend der praktische Begriff der Sculptur gar nicht beygebracht werden.

Über Architektur in meinem nächsten Briefe, da der Stoff zu gehäuft ist, und zu wichtig, um in wenigen Zeilen angedeutet zu werden. M. G.

Die Galibi.

Das gebiegene „Echo du monde savant“ enthielt kürzlich einen sehr interessanten Aufsatz über die Galibi-Indianer im französischen Guyana, aus dem wir Einiges entlehnen. Die Galibi sind unstreitig Überreste der wilden Cariben, die sich einst auch über die westindischen Inseln ausgebreitet haben, und jetzt noch in vielfacher Hinsicht ein so eigenthümliches Volk sind, daß sie sich von allen amerikanischen Stammfamilien unterscheiden. Da, wo europäische Civilisation noch sehr wenig, oder keinen Einfluß genommen hat, sind sie wie ihre Väter im rohesten Naturstande, aber darum nicht arm und unglücklich, weil sie ungemein wenige Bedürfnisse und an ihrem überaus üppigen Boden eine Amme haben, die ihre Kinder trefflich nähret. Sie brauchen eigentlich, wenn sie hungrig sind, nur die Hand nach dieser oder jener Frucht auszustrecken; denn was der Magen verlangt, liegt überall nahe, nur ist das Nützliche mit dem Schädlichen und das Schöne mit dem Gräßlichen nirgendwo so nahe zusammen gerückt, als in dieser heißen Zone. Die Galibi verschmähen jeden europäischen Leckerbissen für eine Kröte — oder eine große Sackspinne, deren Leib die Größe eines Kindeskopfes hat; aber neben der schönen würzigen Blume wuchert ein Giftkraut, neben dem Fruchtbaume ein giftiger Strauch, und unter jedem oder auf jedem lauert eine Anakonda oder eine schwarze Hyper. Hier wird auch das schärffste Urari bereitet, jenes entseßliche Gift nemlich, womit diese Wilden ihre Pfeilspitzen bestreichen, welche auch noch tödtlich seyn sollen, wenn man sich nach vielen Jahren daran rührt.

Die Sprache der Galibis klingt eben nicht rauh, aber sie ist sehr arm, ja, sie besteht größtentheils nur aus Zeitwörtern im Infinitiv, welche erst wieder durch gewisse Zusätze conjugirt oder im Substantiva zc. umgewandelt werden können. So lautet z. B. das Zeitwort gehen: *nisa* und die Conjugation des Praesens wie folgt:

ich gehe	<i>aou nisa</i>	wir gehen	<i>ana nisa</i>
du gehst	<i>amore nisa</i>	ihr gehet	<i>amiare nisa</i>
er geht	<i>niere nisa</i>	sie gehen	<i>niere nisa</i>

Das Wort *hog* (*bogue*) bildet die Hauptwörter in Verba und wie z. B. von: *vette* das Bett, *vette hog*, d. i. schlafen, von *simona* das Ruder, *simona hog*, d. i. rudern, gebildet wird. Das Wort *veyon* bedeutet sowohl die Sonne als auch Gott; doch heißt Gott auch *tamouchy* oder noch häufiger *potome tamouchi*, d. h. das Älteste von Allen.

Besonders merkwürdig sind ihre Leichenbestattungen, und rührend die Leichenreden, welche sie am Grabe eines geliebten Hauptes zu halten pflegen. Mit dem Todten begraben sie Alles, was er im Leben gebraucht oder geliebt hat; denn sie glauben, daß er in jener Welt dasselbe forttreiben werde, was er hier getrieben hat: Jagd, Fischerey, Weberey zc. Der Berichterstatter spendet uns auch eine kurze

Mänie, welche bey dem Begräbniß eines Familienvaters von Einem seiner Angehörigen unter einem Strom von Thränen gesprochen worden ist:

„Ach! warum hast du uns verlassen, wir haben dich doch so sehr geliebt? gewiß, wo du jetzt bist, wird man dich nicht so lieben und ehren. Kehre doch wieder zurück, wir leihen dir ein Auge, daß du sehen, ein Ohr, daß du hören, eine Hand und einen Fuß, daß du sie bewegen kannst; auch sollst du dich nicht mehr plagen und abmühen, wie bisher, wir wollen dich auf das weichste Moos legen, und Alle zusammen helfen, um dich zu ernähren, kehre doch zurück, du sollst von Allem die besten Stücke bekommen und immer auf dem Moose liegen können!“ —

Viele Galibi sind wohl schon zum Christenthume bekehrt, wenn aber Einer derselben stirbt, und unter christlichen Ceremonien in einen Kirchhof begraben wird, so geschieht es nicht selten, daß ihn seine noch heidnischen Freunde oder Angehörigen heimlich des Nachts aus dem Grabe wühlen, und auf einen Berg tragen, wo die Galibi ihre Todten zu bestatten pflegen.

J. M.—r.

Notizenblatt.

Concert des Pianisten Carl Evers. Hr. Evers ist dem Wiener Publicum bereits eine bekannte und befreundete Erscheinung, weshalb denn sein Concert am 11. d. M. (das erste des diesmaligen Cyclus) von einem sehr zahlreichen Kreise von Zuhörern besucht und mit reger Theilnahme aufgenommen wurde. Der Künstler hat, zumal als Componist, den breitgetretenen Pfad der gewöhnlichen Concertvirtuosität verlassen, und statt sich in den herkömmlichen Variationen oder Phantasien über bekannte Opernmotive zu ergehen, den eigenen selbstständigen Weg des Erfindens und Schaffens erwählt. An Popularität mag dieser Weg allerdings dem beliebten Modegeschmack des Tages weichen müssen; an Verdienstlichkeit, an wahrem musikalischen Werthe steht er ihm gewiß nicht nach, und es ist nur zu wünschen, daß ein so kräftiger, der guten Sache als Opfer dargebrachter Entschluß baldige und viele Nachahmer finden möge. — Das Nähere über Hrn. Evers' Spiel- und Compositionsweise möge bis nach dem zweyten Concerte des Künstlers am 20. d. M. dem unsern Lesern bekannten musikalischen Berichterstatte dieser Blätter vorbehalten bleiben.

33.

Das vierte Concert des Violinisten Haumann fand Sonntag den 11. d. M. im großen Redoutensaale Statt, und rechtfertigte abermals die unbeschränkte Anerkennung, die seinem Künstlerwerthe in diesen Blättern dargebracht worden ist. Der Entschluß des Hrn. Haumann, den Ertrag dieses vierten Concertes den Armen unserer Hauptstadt zu widmen, gereicht seiner Uneigennützigkeit um so mehr zur Ehre, als er selbst, außer der allgemeinen Anerkennung seines trefflichen Spieles, keinen anderen, wenigstens keinen pecuniären Vortheil von seinen Concerten gezogen hat.

33.

Ein Pariser Abenteuer. Zwey Pariser Löwinnen des Tages, Cousinen und Beyde an Beante von Rang verheirathet, hätten diesen Sommer für ihr Leben gern ein Seebad besucht, wozu ihnen die Vorspiegelungen zweyer junger Courmacher noch mehr zum Sporn dienten. Die Gatten, denen man den Wunsch mittheilte, entschuldigten sich mit ihren Geschäften bey der Administration und Finanz, so wie mit ihrem geringen Vermögen; indessen ward die Babelust der Schönen immer größer, das

Zureben der Dandys immer dringender und die Dämchen beschloffen, eine ihnen alljährlich bewilligte Reise zu einer Tante in der Provinz zu einem Ausfluge nach Havre unter der Ägide ihrer Verehrer zu benützen. Beschloffen, gethan; die Reise ward angetreten; jedoch in anderer Richtung und bald sahen sich die vier Abenteurer in einem der ersten Gasthäuser des Badeortes einlogirt — vertheilt sich in verschiedenen Wohnungen — und bald waren alle Lustparthien und Ergötzlichkeiten des BADELEBENS im vollen Gange — unsere Pariserinnen schwammen in Wonne. Eines schönen Morgens jedoch, nach einem köstlich verlebten Tage, kam anstatt der galanten Verehrer, ein Brief, welcher den Schönen meldete, daß Jene sich — nach Amerika eingeschifft hätten, um ihren Gläubigern zu enttrinnen und es ihren soliden Gefährtinnen überließen, die Karte des Wirths zu bezahlen. — Unsere Abenteurerinnen waren in Verzweiflung; der Wirth producirte eine Rechnung von 1100 Franken, die Cousinen hatten nur sehr bescheidene Baarschaft, werthlosen Schmuck und keine Freundinnen von Vermögen, auf deren Discretion sich zu verlassen gewesen wäre — auf keiner Seite war ein Ausweg zu finden. Endlich ward beschloffen, daß das Loos die Eine als Opfer bezeichnen und diese dann ihrem Gatten schreiben und die Schuld für sich allein bezahlen sollte; das Loos traf die Gattinn des Finanzmannes. Mit Resignation unterzog sich diese ihrer Pflicht und schrieb an den Gemahl, jedoch das Abenteuer auf die möglichst glimpfliche Weise darstellend. — Der Financier las den Brief mit Entsetzen, erklärte jedoch den Streich als eine jugendliche Thorheit und da er eben verhindert war, die Gattinn selbst auszulösen, ging er zu seinem Freunde, dem Administrativen, und bat ihn an seiner Statt die Reise zu machen. Dieser, im Stillen höhnlachend über den bethörten Freund und sich gratulirend, daß seine Frau besser sey als ihre Cousine, macht sich sogleich auf den Weg, kömmt an Ort und Stelle an, läutet — seine eigene Frau öffnet ihm die Thüre. — Die gräßliche Enttäuschung macht ihn ganz verduzt; indessen faßt er sich, führt seine Aufgabe mit Anstand durch, bringt die Dämchen nach Paris zurück und — leiuet sogleich eine Scheidungsklage ein, welche nächstens vor Gericht entschieden werden wird. 32.

M o d e b e r i c h t.

Eine ausgezeichnete Neuigkeit sind die Cashmires Ventura, welche sich durch Feinheit, Reichthum der Farben, Dessins und des Umfanges hervorthun; sie sind von den Damen ersten Ranges gewählt und darum ihres Erfolges sicher.

Große Samais von Hermelin oder Marder erscheinen in den vorzüglichsten Modenmagazinen; sie werden in diesem Winter entschiedene Beliebtheit erhalten. Beym Hermelin findet sich gewöhnlich blaßblaues Atlasfutter, welches, am kleinen, ausgeschweiften Kragen hervortretend, gar anmuthig gegen die zarte Farbe des Pelzwerkes und mit dem Teint contrastirt.

In ähnlicher Weise vereiniget man Zobel und rosa Atlas. 6.

M o d e b i l d | XXXXX.

Paletot von gemustertem Seidenstoff, mit Blüsch oder Sammt besetzt. — Kleid von moirirtem Vert Anglais mit zwey Volans. Nach Originalen von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenkleidermacher, Spenglergasse, Nr. 426.

Hut von gezogenem Sammt mit Blumen und Spizen. Nach einem Originalen von Mad. Langer, Kärnthnerstraße, Nr. 1018, im dritten Stock.



Wiener Moden.

Wien Zeitschr. N^o 249
den 15. December 1842.

